



Dinah
Jefferies
Die
englische
Fotografin

Roman


BASTEI
LÜBBE

Am folgenden Tag verließen Eliza und Jayant Singh die Marmorhallen und gingen hinaus in die Höfe aus rosa Sandstein, der in der frühen Morgensonne leuchtete, und weiter durch mehrere Pavillons in einen duftenden Garten, wo ein erfrischender Wind wehte. Obwohl Eliza mit den Gedanken noch bei dem Polospiel war, bewirkte die Herrlichkeit ihrer Umgebung, dass sie sich aufrechter hielt, den Hals reckte und einen stolzen Gang annahm. Als sie sich den Schal über den Kopf warf, bauschte er sich im Wind. Bei dieser einfachen weiblichen Handlung fühlte sie sich, als wäre sie soeben in die bestickten Schuhe einer Maharani getreten.

»Die Mauern sehen aus wie aus Holz geschnitzt«, bemerkte sie, als sie in einen geometrisch angelegten Garten gelangten. Dort stolzierten die Übeltäter der vergangenen Nacht umher. Die Pfauen! Sie lachte, weil einer von der Mauerkrone abhob und auf den Boden plumpste. Wer hätte gedacht, dass ein schönes Geschöpf so ungraziös sein konnte?

»Dieser Garten wurde im achtzehnten Jahrhundert angelegt«, erklärte der Prinz und deutete mit ausholender Armbewegung auf Rosenbüsche, Zypressen, Palmen und Orangenbäume.

Sie verließen den Palast über eine Rampe, die durch sieben Torbögen führte. In einem davon entdeckte Eliza fünf Reihen Handskulpturen an der Wand.

»Die sind aus den Handabdrücken der Sati entstanden«, erzählte Jayant völlig unbekümmert. »Auf dem Weg zu ihrer Verbrennung tauchten die Witwen die Hände in rotes Pulver und drückten sie gegen die Wand, um ihrer Hingabe Ausdruck zu verleihen. Später wurden sie zu Halbplastiken gemeißelt.«

Eliza stieß erschrocken den Atem aus. »Das ist entsetzlich.«

»1829 wurde das in Britisch-Indien verboten, danach auch in den Fürstenstaaten, und 1861 wurde es von Königin Viktoria für ganz Indien unter Strafe gestellt. Aber dennoch ...«

Sie wusste bereits von der rituellen Selbstverbrennung der Witwen in den Fürstenhäusern und auch unter den einfachen Frauen, aber ihr wurde übel, wenn sie daran dachte. Konnten sie wirklich geglaubt haben, das sei ein ehrenvoller Tod? Das Denken dieser Frauen war ihr unbegreiflich.

Sie schaute auf die sandigen Gassen der mittelalterlichen Stadt, in der alle Arten von Handwerkern dicht an dicht lebten, und dachte an den Moment zurück, als sie die immensen Mauern mit den Bastionen und Türmen zum ersten Mal gesehen hatte. Eliza blickte zur Festung hinauf. Unbezwingbar erhob sie sich auf einem schroffen Berg, aus

demselben Stein wie dieser erbaut. Wie viele Frauen mochten in diesen Mauern schon den Feuertod gestorben sein?

Sie stiegen in das Auto, und nach einer Weile, als sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, schaute Eliza über die Wüste, wo der Wind den sengend heißen Sand durch die Luft wehte. Kilometerweit zog sich die Straße durch eine sonnengebleichte Landschaft mit vereinzelt Akazien und Dornbüschen. Ganz selten sah man einen Flecken üppiges Grün. Das war eine einsame Gegend, und Jayant Singh war schweigsam und konzentrierte sich auf das Fahren, da die Straße nur schwer zu erkennen war. Eliza entschuldigte sein Schweigen. Ein Mann, der geistig und körperlich so viel Raum beanspruchte, war jedoch niemand, den man so ganz ignorieren konnte. Sie spürte etwas Unbändiges in ihm, das sie beunruhigte. Angespannt, wie sie war, versuchte sie, Konversation zu machen. Angesichts seiner einsilbigen Antworten beschloss sie schließlich zu schweigen, gab sich den Sinneseindrücken hin und ließ ihrer Fantasie freien Lauf. Gerade als sie in einen neuen Tagtraum mit Palastgärten und schaukelnden Affen hineinglitt und das Gesicht ihres Vaters darin erschien, entschloss Jayant sich zu einer Unterhaltung.

»An meinem Sattel hatte sich jemand zu schaffen gemacht.« Beim warmen, rauchigen Klang seiner Stimme schreckte Eliza hoch. »Ich habe Sie gestern beim Polospiel gesehen. Sicher fragen Sie sich, was den Vorfall herbeigeführt hat.«

»Es tat mir leid, dass Sie ausscheiden mussten. Woher wissen Sie das mit dem Sattel?«

»Ein Riemen war gerissen. Am Tag zuvor hatte ich ihn geprüft, bin aber vor dem Spiel zu spät gekommen und konnte das nicht mehr wiederholen. Der Sattelturtriemen ist das heikelste Teil beim Sattelzeug. Ich hätte noch einmal nachsehen sollen.«

»Und deswegen hat das Pferd gebuckelt?«

»Nein, das lag an den Akaziendornen, die jemand unter den Sattel gelegt hatte.«

»Oh Gott! Dann war es also Sabotage.« Sie dachte an die beiden Inder, die ihr verschlagen vorgekommen waren. »Sie hätten sich den Hals brechen können.«

Er lächelte. »Allenfalls einen Arm, aber wie Sie sehen, bin ich unverletzt. Mein Pferd hätte es allerdings das Leben kosten können. Darüber kann ich nicht hinwegsehen, und was die arme Frau betrifft ...«

»Wie geht es ihr?«

»Sie hat eine Gehirnerschütterung, soweit ich weiß. Zum Glück nichts Schlimmeres.«

»Das macht mich wirklich wütend. Empörend, dass das jemand mit Absicht getan hat.«

Er senkte die Stimme. »Kindisch ist das. Mein Pferd ist eine Schönheit, ausdauernd, wendig und schnell. Es liegt mir am Herzen, und den Zuschauern hätte wer weiß was passieren können. Das rückt den Polosport in ein schlechtes Licht.«

»Was können Sie deswegen unternehmen?«

»Ich habe mich bei Mr. Salter und den Veranstaltern beschwert. Leider können wir nicht beweisen, wer das getan hat. Ich habe einen Verdacht, doch die gegnerische Mannschaft war bunt zusammengewürfelt und ist inzwischen abgereist.«

Eliza behielt für sich, was sie beobachtet hatte. Nachdem der Prinz bei dem Vorfall recht aufgebracht gewirkt hatte, schien er jetzt relativ gelassen zu sein.

»Welches Interesse haben Sie an uns, Miss Fraser?«

»Das wissen Sie. Ich habe einen Auftrag angenommen.«

»Sonderbar, dass Mr. Salter eine unbekannte Frau engagiert hat.«

Eliza reagierte ungehalten. »Ich bin nicht gänzlich unbekannt.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, während sie innerlich schäumte.

»Wir werden mehrere Tage unterwegs sein«, sagte er sorglos.

»Nun, ich wünschte, das hätten Sie mir vorher mitgeteilt. Ich habe nur eine Garnitur zum Wechseln dabei.«

»Ich auch.«

»Waschen Sie sich etwa nicht?«

Er lachte schallend. »Bekäme ich nur jedes Mal ein Pfund, wenn mich das ein Europäer fragt! Heute übernachteten wir im Zelt und morgen auch. Also nein.«

»So habe ich das nicht gemeint.« Sie war überzeugt, dass er sie richtig verstanden hatte, ließ es aber dabei bewenden. »Wo zelten wir?«

»In der Wüste. Aber keine Sorge, Sie werden nicht allein schlafen. Eine Dienerin wird bei Ihnen sein. Sie und andere folgen uns mit etwas Abstand.«

»Und die Zelte?«

»Alles ist vorbereitet. Ich habe Männer vorausgeschickt, die sie aufbauen. Der Chandrabhaga-Markt findet jedes Jahr im Monat Kartik statt. Dies ist eine von den Briten weitgehend unerforschte Gegend. Deshalb meinte meine Mutter, Sie sollten sie sehen.«

»Wie steht es mit Benzin für den Wagen?«

Er nahm eine Hand vom Lenkrad und deutete in die freie Natur. »Gibt es ab und zu. Da halten wir an. Alles ist arrangiert.«

»Fahren Sie oft so weit wegen Ihrer Kamele?«

»Nein, die kaufen wir in Pushkar oder Nagaur.«

»Also?«

»Ich habe etwas zu erledigen. Während des Marktes versammeln sich Pilger am Ufer des heiligen Chandrabhaga. Sie werden außerdem Festungen, Paläste, wilde Tiere und einen friedlichen See zu sehen bekommen, wo ein Sommerpalast steht, den uns ein Cousin hinterlassen hat. Dort werden wir schließlich bleiben. Sie werden sicher auch die alte Stadt der Tempelglocken besichtigen wollen.«

»Ich bin keine Touristin, ich möchte die Menschen fotografieren«, erwiderte sie gereizt. »Und genau darum hat der Vizekönig schließlich gebeten. Keine Amateurfotos. Wir bauen in Neu-Delhi ein Archiv auf. Laut Clifford geht es darum, das Leben in den Fürstenstaaten mit dem Leben in Britisch-Indien zu vergleichen.«

»Zu unserem Nachteil zweifellos.«

»Überhaupt nicht«, widersprach sie heftig. »Wie auch immer, ich hoffe, meine Fotos in einer Ausstellung zu zeigen, wenn ich einen Förderer finde.«

»Nun, seien Sie vorsichtig. Chatur wird Sie bestimmt für eine Spionin halten.« Er lachte. »Sind Sie eine?«

»Natürlich nicht. Und wer ist überhaupt Chatur?«

»Unser Dewan, der oberste Hofbeamte. Er kümmert sich um alles.«

Sie schwieg.

»Händler aus fernen Teilen von Rajputana, Madhya Pradesh und Maharashtra kommen zu dem Markt. Da werden Sie allerhand Menschen fotografieren können.«

»Und Indira?«

»Ja, die auch.«

»Möchten Sie mir von ihr erzählen?«

»Am besten, Sie lernen sie selbst kennen. Übrigens nehme ich zurück, was ich über Ihre Haare gesagt habe. In der Sonne sind sie rötlich oder golden, nicht kamelfarben.«

»Honigfarben«, murmelte sie, musste aber lächeln.

Sie fuhren an einigen Siedlungen mit einem Brunnen vorbei und ab und zu an kleinen Dörfern, wo Mais, Linsen und Hirse angebaut wurden. Als sie grasende Ziegen-, Schaf- und sogar Kamelherden sahen, deutete der Prinz nach draußen. »Wo diese Gräser wachsen, Khimp und Akaro, gibt es tief im Boden Wasser. Manchmal große Reservoirs. Es kann jedoch über dreihundert Fuß tief liegen.«

»Brunnen zu bohren ist sicher kostspielig, nehme ich an.«

Er nickte. »Manche Frauen laufen jeden Tag kilometerweit zu den großen Wasserspeichern. Das Thema Wasser interessiert mich. Wir sind abhängig vom Monsunregen, der die Vorratsbehälter füllt, und dieses Jahr hat es wenig geregnet, voriges Jahr auch. Das Leben ist mitunter hart. Man kann eine Wüste nicht erobern, man kann nur sein Möglichstes tun, um sie zu schützen.«

»Ich brauche Wasser, um meine Fotografien zu entwickeln.«

»Und das könnte Ihre Pläne vereiteln.«

Am Abend saßen Eliza und der Prinz im Schneidersitz am Lagerfeuer zwischen würdevollen Männern mit bunt gemustertem Turban. Es war kühl, die Luft angenehm. Ein leichter Wind trug den Geruch von Wüstensand heran, und aus dem Topf über dem Feuer duftete es nach Gewürzen. Eliza war überrascht, dass sie so bereitwillig akzeptiert wurde, erkannte dann aber, dass sie das nur Jayant verdankte. Als er ihr ein großes Glas Milch anbot, fiel ihr auf, wie seine Haut im Feuerschein glänzte.

»Kamelmilch«, sagte er. »Sehr nahrhaft und erfrischend. Kosten Sie.«

Sie trank und stimmte ihm zu, dass sie guttat.

»Aber trinken Sie niemals Asha.«

»Was ist das?«

Er lachte. »Ein starkes Getränk. Das haut Sie um. Ich spreche aus Erfahrung.«

Einer der Männer begann zu trommeln, ein anderer schlug leise Gebetsglöckchen an, und als Rauch aufstieg, war Eliza wie berauscht von der Zeitlosigkeit der Szene. Das Dienstmädchen saß neben ihr und würde auch bei ihr im Zelt schlafen. Dadurch fühlte sich Eliza nicht bedroht, obwohl sie ein bisschen nervös war, weil sie mit so vielen Männern in der Wildnis übernachtete.

Am nächsten Tag, nach einer überraschend kühlen Nacht auf einem traditionellen Charpai, erwachte Eliza in der grauen Dämmerung vom Klang von Stimmen. Sie reckte sich und wollte den Augenblick noch ein wenig genießen, aber die Gerüche des Frühstücks waren verlockend, und sie hatte einen Bärenhunger. Außerdem war auch das Mädchen schon aufgestanden. Daher warf Eliza die Decke zurück, und ohne einen Gedanken ans Waschen zu verschwenden, verließ sie das Zelt. In den wenigen Momenten hatte sich das Licht bereits verändert. Ein außerordentlich schöner Morgen empfing sie. Am Horizont färbte

sich der Himmel rotviolett und ging nach oben hin in ein blasses Pfirsichgelb über. Nirgends war eine Wolke zu sehen. Das zarte Licht warf einen sanften Schein über das flache Land, das sich scheinbar endlos erstreckte. In einiger Entfernung entdeckte Eliza einen provisorischen Stall, gebaut aus Holzpfählen und einer Zeltplane, die Schatten spenden sollte, und eine Herde Ziegen, die von den spärlichen Büschen fraßen. Das Nomadenleben musste sehr einsam sein, auch wenn es vielleicht manche Entschädigung bereithielt.

Eliza war angenehm überrascht, von einem lächelnden Prinzen begrüßt zu werden. Sein stolzes Gesicht sah weicher als gewöhnlich aus. Es war aber nicht nur das. Er wirkte insgesamt anders als bisher, und sie erkannte, dass dieser neue, entspannte Mann bei einem Leben unter freiem Himmel in seinem Element war. Jayant trug eine dunkle europäische Hose und darüber ein dunkelgrünes Oberhemd mit offenem Kragen. Sie nahm sich vor, ihn später zu fragen, ob sie ihn fotografieren dürfe.

Während einer sättigenden Mahlzeit aus Hülsenfrüchten und Reis, die einer der Männer über dem Feuer zubereitet hatte, lachte er und scherzte mit den anderen. Er verzichtete auf Förmlichkeit und war offensichtlich gutgelitten. Eliza bemerkte seine Lachfältchen und dachte, dass die nachgewachsenen Bartstoppeln ihn zugänglicher erscheinen ließen.

»Zelten Sie häufig?«, fragte sie.

»So oft es geht. Das ist meine Rettung, wissen Sie?«

»Sie brauchen Rettung?«

»Brauchen wir die nicht alle?«

Ihr wurde deutlich, wie sehr er damit recht hatte, doch auch, wie anders er heute war. »Sie sind gar nicht förmlich, obwohl ich das Gegenteil erwartet habe. Aber Sie sind kein gewöhnlicher Prinz, nicht wahr?«

Er neigte den Kopf zur Seite. »Vielleicht nicht, doch man vergisst nie so ganz, woher man kommt.«

»Das ist leider wahr.«

»Sie sollten Udaipur zu Beginn der Regenzeit erleben, denke ich. Da sieht man am besten, wie die dunklen Wolken aufziehen. Sie ist die Stadt der Seen.«

»Ich hörte davon.«

»Vielleicht begleite ich Sie dorthin«, sagte er. »Das ist eine der schönsten Stätten Rajputanas.«

Als sie die Vorberge des bewaldeten Aravelligebirges erreichten, schaute Eliza besorgt zu den frei laufenden Nilgauantilopen.

Er lachte. »Keine Angst, Miss Fraser. Die kommen nicht in unsere Nähe. Sie sind längst an Karawanen und Menschen gewöhnt. Die ziehen seit dem Altertum hier entlang. Die Straße gehört zu einer alten Handelsroute, die die Wüste durchquerte und über die Güter aus fernen Ländern hergebracht wurden. Wir haben dafür Sandelholz, Kupfer, Kamele und Edelsteine verkauft.«

»Ich wünschte, ich hätte das damals gesehen.«

»Das waren gefährliche Zeiten. Die Fürstenreiche führten beständig Krieg gegeneinander, und hier draußen kann das Leben entbehrensreich sein.«

Eliza bemerkte einige Geier auf einem Felsen.